Sonderdruck

Wolfgang Dahmen / Günter Holtus / Johannes Kramer /
Michael Metzeltin / Wolfgang Schweickard / Otto Winkelmann
(Hrsg.)

Die Bedeutung der romanischen Sprachen im Europa der Zukunft

Romanistisches Kolloquium IX

1996

gnv Gunter Narr Verlag Tübingen

Einleitung

Das IX. Romanistische Kolloquium fand wieder in der ursprünglichen Form eines "rollenden Kolloquiums" im Wintersemester 1992/3 statt, und zwar diesmal an den Universitäten Eichstätt, Saarbrücken, Siegen, Trier, Wien und Chemnitz-Zwickau. Das Rahmenthema lautete "Die Bedeutung der romanischen Sprachen im Europa der Zukunft"; die meisten der in diesem Rahmen gehaltenen Vorträge werden im vorliegenden Sammelband veröffentlicht, ergänzt durch einige zusätzliche Aufsätze.

Vergleicht man das Europa an der Schwelle zum dritten Jahrtausend mit dem Europa der Jahrhundertwende (vom 19. zum 20. Jh.) oder gar mit dem Europa des ausgehenden 18. Jahrhunderts, so stellt man auf den ersten Blick einen bemerkenswerten Rückgang der Wichtigkeit romanischer Sprachen fest: Das gilt nicht nur für das Französische, das die meisten seiner Weltsprache-Funktionen an das Englische hat abtreten müssen, sondern beispielsweise auch für das Italienische, das längst nicht mehr als übliche Verständigungssprache der Levante und ebensowenig als Bildungssprache höherer Töchter[1] fungiert. Allerdings ist diese Verschiebung der Gewichte noch lange kein Grund zum Pessimismus. Zunächst darf man nicht vergessen, daß die Schriftsprache in allen romanischen Ländern heute, im Zeitalter einer sich ständig verbessernden Allgemeinbildung und im Zeitalter der Omnipräsenz der bekanntlich normnahen oder zumindest dialektfernen Massenmedien[2], weitaus mehr Menschen geläufig ist als vor einem Jahrhundert, als die allgemeine Schulpflicht zumindest in ländlichen Gebieten nur auf dem Papier stand und als beispielsweise in Italien mehr als ein Drittel der Bevölkerung zu den Analphabeten gehörte[3], also aller Wahrscheinlichkeit nach die *lingua nazionale* weder verstehen noch gar selbst verwenden konnte. Die absolute Zahl der Menschen, die ein romanisches Idiom als Fremdsprache erlernen, ist ebenfalls unvergleichlich viel größer als vor einem Jahrhun-

---

[1] Selten wurde in Wörterbüchern des 19. Jh. vergessen, auf diese Eigenschaft des Italienischen hinzuweisen, vgl. z. B. Morlino / Di Roujoux, *Dizionario classico italiano-francese*, Parigi 1855, V: "Les femmes, dont l'influence en toute chose est incontestable, ont beaucoup contribué à répandre la langue de Laure et de Pétrarque".

[2] Günter Holtus / Wolfgang Schweickard, "Merkmale der Mediensprache (dargestellt am Beispiel der italienischen Fernsehsprache)", in: Wolfgang Bufe / Ingo Deichsel / Uwe Dethloff (edd.), *Fernsehen und Fremdsprachenlernen*, Tübingen 1984, 163-183.

[3] Tullio De Mauro, *Storia linguistica dell'Italia unita* 1, Bari 1976, 95, kommt für 1861 auf 75% Analphabeten, für 1911 auf 40% und für 1951 immerhin noch auf 14%. Die Aussagekraft dieser Zahlen wird nicht dadurch geringer, daß eine geographische Abnahme des Prozentsatzes von Süden (1911: 70% Analphabeten in Kalabrien) nach Norden (1911: 11% Analphabeten in Piemont) vorliegt, und selbst diejenigen, die die Grundzüge des Lesens und Schreibens beherrschten, werden nicht oft mit der Schriftsprache in Berührung gekommen sein; für 1861 wird die Zahl der Personen, die über eine echte Kompetenz im gesprochenen und geschriebenen Hochitalienisch verfügten, auf bestenfalls 10%, eher aber auf 2,5% geschätzt (T. De Mauro / F. Mancini / M. Vedovelli / M. Voghera, *Lessico di frequenza dell'italiano parlato*, Milano 1993, 17-18). In Frankreich verlief der Prozeß der sprachlichen Vereinheitlichung schneller, aber man darf nicht vergessen, daß die allgemeine Schulpflicht erst 1882 eingeführt wurde; noch 1794 konnten von den damals 25 Millionen Einwohnern Frankreichs nur drei Millionen einigermaßen korrekt französisch sprechen, und die Anzahl derer, die es schreiben konnten, war noch viel geringer (Peter Rickard, *A History of the French Language*, London 1974, 123-125).

dert: In Deutschland gibt es zwischen sechzig- und achtzigtausend Romanistikstudenten (vgl. S. 38), mehr als eineinhalb Millionen Schüler haben Unterricht im Fach Französisch[4], eine mindestens ebensogroße Zahl von Erwachsenen besucht Volkshochschul-Kurse oder ähnliche Veranstaltungen, Italienisch-, Spanisch- und Französischkurse im Fernsehen oder im Rundfunk erfreuen sich offenbar großer Beliebtheit, Bücher zum Selbststudium verkaufen sich gut - bei dieser Varietät der Möglichkeiten, sich romanische Sprachkenntnisse zu erwerben, wird man nie genau wissen, wieviele Deutsche sich in irgendeiner Weise in einer oder in mehreren romanischen Sprachen zurechtfinden, aber weniger als zehn Millionen werden es sicher nicht sein. Wenn im wilhelminischen Kaiserreich ein Hundertstel dieser Zahl erreicht wurde[5], so ist das hochgegriffen. Dasselbe Bild bietet sich natürlich auch in anderen europäischen Ländern: Die Spitzenstellung als unumstrittene Weltsprache *par excellence* hat das Französische spätestens nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges auch da an das Englische abtreten müssen, wo es eine besonders starke traditionelle Verankerung hatte (etwa in Nordbelgien, in Rumänien und in anderen südosteuropäischen Ländern, in Rußland), und das Erlernen anderer romanischer Sprachen blieb an besondere Umstände gebunden[6] - aber die absolute Zahl derer, die sich um eine romanische Sprache bemühen, ist so groß wie nie zuvor.

Es läßt sich ein interessantes Paradoxon beobachten: Obwohl in vielen Ländern Europas Englischkenntnisse, die zumindest eine rudimentäre Verständigung erlauben, bei der jüngeren Generation Gemeingut sind, kann keineswegs von einem Rückgang des Interesses an anderen Sprachen die Rede sein - im Gegenteil, man hat sogar den Eindruck, daß der Erfolg beim Lernen der ersten Fremdsprache Mut dazu macht, es mit einer weiteren zu versuchen, und mancher Spanientourist, der im Urlaub seine kommunikativen Grundbedürfnisse eigentlich problemlos bewältigen kann, büffelt in seiner Freizeit eifrig spanische Vokabeln, plagt sich mit grammatischen Unregelmäßigkeiten und zahlt brav die meistens ja keineswegs unerheblichen Kursgebühren. Ganz offenbar war eine ganze Didaktikergeneration auf dem Holzweg, die meinte, oberstes und eigentlich einziges Ziel des Sprachunterrichts sei die Erzielung der Kommunikationsfähigkeit - die ist durch die weitgehende Verfügbarkeit des Englischen längst erreicht, und doch haben die anderen Sprachen ihre Attraktivität bewahrt oder gar noch verstärkt. Man braucht kein Prophet zu sein, um vorauszusagen, daß der Trend zur Erlernung fremder Sprachen, sei es in der Schule oder in Einrichtungen der Erwachsenenbildung, im Europa der Zukunft weiter zu-

---

[4] Im Schuljahr 1984/5 hatten 1, 3 Millionen Schüler (= 25, 9 % der Gesamtzahl) Französischunterricht (*Handbuch Fremdsprachenunterricht*, Tübingen 1989, 311), woneben die 7800 Italienisch- und die 29800 Spanischlernenden (Zahlen für 1982/3, *Deutscher Romanistenverband, Mitteilungen* 1988 [1], 50) wahrlich eine *quantité négligeable* darstellen. Genaue Statistiken für die Zeit nach der deutschen Vereinigung fehlen noch, aber sie dürften das Gesamtbild kaum verändern.

[5] Natürlich ist hier abzusehen von den Bewohnern der französischsprachigen Gebiete (Malmedyer Wallonie, Teile von Elsaß-Lothringen).

[6] In der Schweiz trägt natürlich die Tatsache, daß Italienisch die dritte Nationalsprache ist, zur Förderung des Lerninteresses bei, und in Frankreich konnte das Spanische zur beliebtesten schulischen Zweitsprache (selbstverständlich nach Englisch) aufrücken, weil die Alternative, das Deutsche, als ungeheuer schwierig verschrieen ist.

nehmen wird; Nutznießer dieser Entwicklung wird nicht das Englische sein, dessen Lernangebotspalette sinnvollerweise kaum noch erweitert werden kann, sondern es darf erwartet werden, daß sich in Deutschland ein verstärktes Interesse in erster Linie den romanischen Sprachen zuwenden wird, die ja in den Ländern gesprochen werden, die, von den angelsächsischen Ländern abgesehen, den höchsten politischen, wirtschaftlichen und touristischen Stellenwert haben.

Völlig unbegründet dürfte die Furcht sein, daß die Staatssprachen der romanischen Länder in ihrem Geltungsbereich von Überfremdung oder gar von Funktionseinbußen bedroht seien. Besonders im französischen Sprachselbstbewußtsein hat die Angst vor Elementen aus fremden lebenden Sprachen - vor der wahrlich enormen Flut von Gräzismen und Latinismen pflegten die französischen Puristen, anders übrigens als ihre deutschen Geistesverwandten, nie zu warnen - eine alte Tradition, und eine gerade Linie verbindet die Warnungen eines Henri Estienne vor dem *langage françois italianizé* über die Besorgnis eines Etiemble vor dem *franglais* mit den regierungsamtlichen Versuchen der Gegenwart, Anglizismen mit dem Gesetzbuch in der Hand auszurotten. Wie irrational die Angst vor einer Sprachzersetzung infolge Überschwemmung durch fremde Elemente ist, zeigt gerade der Blick auf das Englische, an dessen blühender Gesundheit (wenn man überhaupt in aus der Medizin genommenen Bildern über den Zustand von Sprachen reden soll) trotz - oder vielleicht gerade wegen - der wirklich heterogenen Zusammensetzung seines Wortschatzes nicht der geringste Zweifel bestehen kann.

Anders sieht es freilich mit den kleineren romanischen Idiomen aus, die nicht die privilegierte Stellung von Staatssprachen haben und die sich bemühen, neben diesen, genauer gesagt meistens in Konkurrenz zu diesen, ihren Status zu verbessern. Hier bleibt es schwierig, sich eine Vorstellung von der Situation im Europa der Zukunft zu machen: Denkbar ist sowohl eine weitgehende Fragmentierung der Romania in immer mehr eigenständige Regionalsprachen, die den kleinräumigen Besonderheiten der vielen hauptstadtfernen Gebiete Europas Rechnung tragen können, als auch ein Zurückweichen von zunehmend auf folkloristisch-traditionalistische Funktionen eingeschränkten Lokalidiomen vor Großsprachen, die den weiträumigen Bedürfnissen einer von Technokraten geprägten Zukunftsgesellschaft besser entsprechen würden. Aus romanistischer Sicht kann man kaum vorhersagen, wohin die Entwicklung gehen wird, denn das hängt ja nicht in erster Linie von sprachlichen Faktoren im engeren Sinne ab, sondern von gesamtgesellschaftlichen Gegebenheiten, deren Einschätzung anderen Wissenschaften obliegt; freilich kann die Romanistik hier durch die vorurteilsfreie Beschreibung von Tendenzen der inneren und äußeren Sprachgeschichte und durch die genaue Kategorisierung von Koexistenzmodellen wichtige Fingerzeige geben[7].

---

[7] Vgl. zum ganzen Problemkreis Günter Holtus / Edgar Radtke (edd.), *Sprachprognostik und das 'italiano di domani'*, Tübingen 1994. Zur Normierung der *linguae Romanicae minores* vgl. J. Kramer, "Sprachreform in romanischen Regionalsprachen", in: István Fodor / Claude Hagège (edd.), *Language Reform* VI, Hamburg 1994, 407-440; W. Dahmen et alii (edd.), *Zum Stand der Kodifizierung romanischer Kleinsprachen (Romanistisches Kolloquium V)*, Tübingen 1991.

Vor dem Hintergrund der soeben skizzierten Situation sind die im vorliegenden Band zusammengestellten Beiträge zu sehen, von denen etwa die Hälfte, den Problemen der romanischen Sprachen in deutschen Schulen und Universitäten gewidmet, gewissermaßen eine Außensicht bietet, während sich die andere Hälfte mit inneren Gegebenheiten, also der Struktur oder dem Status romanischer Sprachen, beschäftigt.

Die ersten beiden Aufsätze gelten der Einbettung der romanischen Sprachen ins Bildungssystem. Ursula Männle stellt die Frage: "Sich verstehen in Europa - was leistet die europäische Bildungspolitik?" [3-16]; sie zeigt den Beitrag der im europäischen Einigungsprozeß entstandenen Bildungsprogramme bei der institutionellen Optimierung der Möglichkeiten einer Beschäftigung mit romanischen Sprachen auf, wobei sie zu Recht hervorhebt, daß man nicht nur auf Studenten und Dozenten sehen darf, sondern daß Schüler und junge Berufstätige eine ebenso wichtige Zielgruppe darstellen. Verschiedene Förderprogramme der EG, die im einzelnen aufgelistet werden, ermöglichen Austauschmaßnahmen, die ja eine ganz wichtige Voraussetzung nicht nur zur Verbesserung der Fremdsprachenkenntnisse, sondern auch zum intensiveren Bekanntwerden mit der Lebensweise der europäischen Nachbarn und somit zum Zusammenwachsen Europas bilden. Die europäische Bildungspolitik unterstützt nationale Bildungsprogramme, um eine der Voraussetzungen für das Gemeinschaftsziel "Einheit in der Vielfalt", nämlich das Vorhandensein einer möglichst großen Zahl mehrsprachiger Bürger, zu fördern.

Um die Optimierung des Prozesses der europäischen Einigung durch sinnvolle Verbesserung der Sprachlernvoraussetzungen geht es auch im Beitrag von Fritz Nies, der in seiner "Kapuzinerpredigt eines Nichtlinguisten über Waren und Wege unserer Sprachimporteure" die provokative Frage stellt, ob "Zahnpasta-Lawinen oder Latinität" im Zentrum des romanistischen Fremdsprachenunterrichtes in Deutschland stehen sollte [17-31]. Es wird vor der Illusion gewarnt, das Englische könne als neue *lingua franca* alle Verständigungsprobleme in Europa lösen; statt auf die Zauberkraft von "Schlichtenglisch" zu vertrauen, gelte es vor allem, die in der alten *unité intellectuelle* liegende Kohäsionskraft Europas zu beleben und zu stärken, und in diesem Kontext ist natürlich die Pflege der romanischen Sprachen und Literaturen zu sehen, denn "gerade Latinität und Romanität" könnten "zum Kristallisationskern europäischer Selbstbesinnung werden" [20]. In zehn Thesen werden Forderungen an einen sinnvollen Unterricht in den romanischen Sprachen, womit konkret normalerweise Französischunterricht gemeint ist, gestellt. Es verdient, festgehalten zu werden, daß eine Abkehr von einem rein sprachstrukturzentrierten, künstlich einsprachigen, nicht kontrastiven und mit banalen Alltagstexten arbeitenden Sprachunterricht und eine Hinwendung zu einem den Fremdheitsreiz betonenden, andere Weltsichten transparent machenden, die Übersetzung einbeziehenden und weitgehend mit literarischen Texten arbeitenden Unterricht gefordert wird. Postuliert wird also (mit einigen Abstrichen) eine Rückkehr zu den Lernzielen des Französischunterrichtes, wie sie bis zum Beginn der siebziger Jahre galten; daraus ergibt sich als nahezu zwangsläufige Folge: "Die Pflege romanischer Sprachen sollte sich konsequent ausrichten an Eliten transnationalen Austauschs" [27]. Englisch für alle, Französisch für die Elite - das ist zweifellos der schulische Ist-Zustand, und es ist natürlich eine Schande,

daß aufgeweckte Schüler mit Lehrbuch-Platitüden gelangweilt werden und daß sie erst nach zwei Jahren Französischunterricht zum ersten Male ein *passé simple* sehen, ebenso wie es ein Unding ist, daß intelligente Studenten hilflos vor der Aufgabe stehen, einen literarischen Text adäquat vom Französischen ins Deutsche zu übersetzen, nur weil sie nie Gelegenheit hatten, das mit ihren Lehrern zu üben, denen in ihrer Ausbildung beigebracht worden war, ein deutsches Wort im Unterricht sei eine Todsünde wider den heiligen Geist der Einsprachigkeit. Freilich, die Abkehr von der Literatur und, wenn man will, von der Kultur zu Beginn der siebziger Jahre hatte ja auch ihren Grund: Die Abiturienten der sechziger Jahre konnten eine französische Molière-Komödie in ähnlicher Art rezipieren wie eine lateinische Plautus-Komödie, aber sie hatten wenig Ahnung vom Alltag in Frankreich, sie verstanden keine Zeitung auf Anhieb und konnten sich kaum mit lebendigen Franzosen unterhalten - das Französische war für sie nahezu so tot wie das Lateinische, das Vehikel einer weitgehend als langweilig und öde empfundenen Literatur. Eine wirkliche Rückkehr zu dieser Situation ist sicher nicht wünschenswert, und sie würde wohl auch dem Französischen den Todesstoß geben. Was wir brauchen, ist ein gesunder Mittelweg, also ein zunächst am Alltag orientierter und auf Sprechfähigkeit ausgerichteter Unterricht, der dann allerdings möglichst schnell an kultureller und historischer Tiefenschärfe gewinnen sollte - ruhig Klassenraumplatitüden im ersten Jahr, aber dann auch Voltaire im letzten Jahr, dazu regelmäßige Auslandsaufenthalte.

Die vier folgenden Beiträge sind den Problemen des Faches Romanistik im Kontext der deutschen und österreichischen Hochschulen gewidmet. Otto Gsell beleuchtet die "Perspektiven eines deutschen Hochschulfaches", um eine Antwort auf seine Titelfrage "Europa 2000 - Ende der Romanistik?" zu finden [35-54]. Zunächst liefert er eine Bestandsaufnahme der Situation der Romanistik am Anfang der neunziger Jahre, worin er zeigt, daß die innerromanistische Diskussion der siebziger und achtziger Jahre, die starke Zweifel an der Daseinsberechtigung der alten Fachstruktur erkennen ließ, in der Praxis kaum Auswirkungen hatte: Die Demontage und die Zersplitterung des Faches blieben aus, der Name "Romanistik" ziert auch die neuesten Habilitations- und Berufungsurkunden, wobei Spezialisierungen auf bestimmte Bereiche bestenfalls im Zusatz ruchbar werden. Diese universitäre Benennungspraxis gaukelt aber auf weite Strecken eine Scheinwelt vor: Für die (vielen) Studentinnen und (wenigen) Studenten, die zumindest *de facto* üblicherweise (angehende) Französist(inn)en, Italianist(inn)en oder Hispanist(inn)en, keineswegs aber Romanist(inn)en sind und die folglich entsprechende Organisationsformen erwarten, gibt es Lehrveranstaltungen, die sich auf zwei oder mehr romanische Sprachen beziehen, nur noch als Randerscheinung (im SS 1992 4,0 % des sprachwissenschaftlichen und 1,5 % des literaturwissenschaftlichen Gesamtangebotes), und angesichts der Öffnung des deutschen Arbeitsmarktes für Ausländer aus dem EG-Raum, die bald als Konkurrenten antreten werden, dürfte die Einsprachen-Orientierung im Studium weiter fortschreiten. In der Forschung ist ebenfalls ein Rückgang gesamtromanischer Fragestellungen zu konstatieren: Von den 658 Promotionen der Jahre 1981 bis 1990 behandelten nur 2,8 % drei oder mehr Einzelsprachen, von den 90 Habilitationen allerdings immerhin 10; von den in der *Romanischen Bibliographie* erfaßten Abhand-

lungen sind im sprachwissenschaftlichen Bereich 3,8 % der Titel und im literaturwissenschaftlichen Bereich magere 0,28 % als gesamtromanistisch orientiert einzuschätzen. Dennoch wird als Qualifikation für einen C-4-Lehrstuhl weiterhin normalerweise der Nachweis erfolgreicher Forschung in mindestens zwei Sprachbereichen erwartet; im C-3-Sektor ist mehr Raum für einzelsprachliche Denominationen - der Preis des Ehrgeizes ist offenbar der Verzicht auf ausgeprägte Spezialisierung. Die genannten, im Aufsatz klar nachgewiesenen Tendenzen bringen nun Otto Gsell in seinem abschließenden persönlichen Fazit keineswegs dazu, den Abgesang auf die Romanistik anzustimmen und das Hohelied der organisatorischen Aufsplitterung in einzelsprachliche Disziplinen zu singen; im Gegenteil, er plädiert dafür, der Selbstheilungskraft des Faches zu vertrauen und dem spontanen, dezentralen und unspektakulären Wandlungsprozeß, den wir erleben und der offenbar veränderten äußeren Bedingungen relativ schmerzlos Rechnung trägt, seinen Lauf zu lassen. Eine *de iure*-Aufspaltung böte gegenüber dem jetzigen *de facto*-Nebeneinander der Einzelsprachen kaum Vorteile, denn sie wäre teurer, unflexibler und für die kleinen romanistischen Disziplinen wie für die Regionaluniversitäten letal[8]. Bedenkenswert ist der Vorschlag, den akademischen *esprit de clocher* aufzugeben und geographisch benachbarte Universitäten im Angebot exotischer Leckerbissen - konkret gesagt, Veranstaltungen außerhalb des Französisch-, Italienisch-, Spanisch-Kanons - zur Zusammenarbeit zu animieren: Wenn man Duisburger Studierenden den Besuch von Katalanisch-Veranstaltungen in Köln und von Rumänisch-Veranstaltungen in Bochum nahelegt oder wenn man einen Katalanisch- bzw. Rumänisch-Dozenten hat, der für die Lehre an mehreren Nachbaruniversitäten angestellt ist[9], so ist das allemal ökonomischer als an jeder Universität Lehraufträgchen an Lehraufträgchen zu stoppeln, um die Romania abzurunden.

Der Frage, ob es spezifische Aufgaben der deutschen (und österreichischen) Romanistik gebe, geht Johannes Kramer nach [55-68]. Er geht von der Feststellung aus, daß deutsche Romanisten sich romanischen Sprachen normalerweise nur von außen nähern können; daraus resultiert, daß es geeignete und weniger geeignete Themenbereiche gibt. Auf der Wort- und Formebene lassen sich von außen leichter Forschungen durchführen als auf der syntaktischen, stilistischen oder textuellen Ebene; für Nichtmuttersprachler sind Untersuchungen innerhalb eines zeitlich zurückliegenden Korpus erfolgversprechender als gegenwartszentrierte Ansätze, die volle Sprachkompetenz voraussetzen; die Beobachtung von feinen Sprachveränderungen ist für jemanden, der nicht ständig im Sprachgebiet lebt, nur schwer möglich. Das ideale Arbeitsgebiet für Nichtmuttersprachler bleibt aber die vergleichende Arbeit an mehreren romanischen Sprachen. Jenseits der sozusagen prädestinierten Forschungsbereiche müssen jedoch auch die Aufgaben, die von Nichtmuttersprachlern nicht optimal durchgeführt werden können, ab und an von ihnen übernommen werden, und zwar vor allem dann, wenn sie aus irgendwel-

---

[8] Zu diesem Aspekt vgl. Johannes Kramer, "Die hispanistische Sprachwissenschaft in Deutschland und die kleinen Universitäten", in: Christoph Strosetzki (ed.), *Akten des Deutschen Hispanistentages Göttingen 28. 2. - 3. 3. 1991*, Frankfurt am Main 1993, 85-91.

[9] In den siebziger Jahren gab es im Rheinland für Rumänisch den "ABCD-Lektor" (in Aachen, Bonn, Cöln, Düsseldorf tätig); der *esprit de clocher* war leider stärker als diese vernünftige Lösung.

chen Gründen wie etwa Mangel an Vorbildung oder Behinderung durch politische Umstände von Muttersprachlern nicht übernommen werden können.

Hans-Manfred Militz und Wolfgang Schweickard beleuchten "Tradition und Perspektiven der Romanistik an der Friedrich-Schiller-Universität Jena" [69-87]. Der erste rein romanistische Lehrstuhl wurde in Jena 1884 eingerichtet, und zunächst blieb er ein typisches "Sprungbrett" für Nachwuchswissenschaftler; für die erste Hälfte des 20. Jh. wird man nicht fehlgehen, wenn man Jena dem Mittelfeld der Romanischen Seminare Deutschlands zuordnet. Nach der Gründung der DDR wurde bekanntlich trotz politischer Bevormundungstendenzen zunächst die Grundstruktur des Universitätswesens wenig angetastet, und so konnte auch in Jena mit Eduard von Jan, Arthur Franz und René Olivier das Romanische Seminar erhalten bleiben. Mit der berüchtigten Hochschulreform von 1968 kam dann allerdings das Ende der Romanistik in Jena. Erst nach dem Ende der DDR konnte 1991 eine Neugründung des Romanischen Seminars unternommen werden, über deren Umsetzung in die universitäre Wirklichkeit ausführlich berichtet wird.

"Stand und Perspektiven der deutschsprachigen Rumänistik" behandelt Wolfgang Dahmen [89-100]. Er zeichnet zunächst die Entwicklung der deutschsprachigen Rumänistik von den Anfängen bis zum Zweiten Weltkrieg nach. Hier zeigt sich eine Polarisierung zwischen der Einbindung in die Romanische Philologie einerseits und der Betonung gesamtbalkanischer und damit überromanischer Züge, wie sie etwa Gustav Weigand propagierte, andererseits. Nach dem Zweiten Weltkrieg ging die Rumänistik in der Bundesrepublik und der DDR unterschiedliche Wege - während sie in der Bundesrepublik nur eine Nebenrolle spielen konnte, war für Romanisten in der DDR Rumänien eines der wenigen erreichbaren romanischen Länder. Für die heutige Zeit wird versucht, Perspektiven einer romanistischen Teildisziplin aufzuzeigen, die gerade in Deutschland eine bedeutende Tradition hat, die aber der Gefahr der Marginalisierung ausgesetzt ist. Ähnlich wie Otto Gsell plädiert Wolfgang Dahmen dabei für eine Konzentrierung der Kräfte auf wenige Zentren, in denen das Rumänische einen Platz haben könnte.

Die dritte Gruppe von Beiträgen ist "Gemeinsamkeiten zwischen romanischen Sprachen" gewidmet. Gerda Haßler geht es um "Funktionale Sprachen und Sprachkultur - ein Problem der romanischen Sprachen in einem mehrsprachigen Europa" [103-118]. Zunächst wird festgehalten, daß eine Aussage wie die, daß das Französische einmal das selbstverständliche Ausdrucksmittel der gebildeten Europäer war, präzisiert werden muß: Gemeint ist nämlich streng genommen nur eine funktionelle Variante des Französischen, die "façon de parler de la plus saine partie de la Cour". In unserem von Technolekten charakterisierten Jahrhundert gilt es noch viel mehr, genau zwischen verschiedenen Funktionalvarianten zu differenzieren, wobei zu bedenken ist, daß einzelne Varietäten einer Sprache in unterschiedlichem Maße zu internationalen Kommunikationsmitteln werden können. Die Kernfrage muß lauten: Welche romanischen Sprachen soll wer wofür lernen? Minderheitensprachen werden beispielsweise im Europa der Regionen einen neuen Stellenwert bekommen, die "großen" Sprachen werden in bestimmten Sach-

sphären unterschiedliche Anteile besetzen: damit kommt Fachsprachen eine wichtige Rolle zu. Gerade im Bereich fachsprachlicher Terminologieprägung wird die Internationalisierung des Wortschatzes zunehmend wichtig werden. Ähnliches läßt sich jedoch nicht von allen Funktionalvarianten sagen: So hat etwa in der Jugendsprache Deutschlands, Frankreichs und Italiens trotz der den Jugendlichen gerne nachgesagten internationalen Reise- und Kontaktfreudigkeit der Anglizismus *cool* ganz unterschiedliche Konnotationen. Man wird hinfort für jeden einzelnen Funktionalbereich der Sprache getrennt untersuchen müssen, ob nationale Spezifika oder internationale Gemeinsamkeiten in den Vordergrund treten.

Christian Schmitt leuchtet die "Perspektiven einer neuen romanistischen Teildisziplin", nämlich der "Euromorphologie", aus [119-146]. Zunächst wird anhand eines Vergleiches zwischen dem *Petit Robert* von 1977 und dem von 1988 festgehalten, daß im gemein- und fachsprachlichen Bereich ungefähr gleich viele Neuzugänge (265 bzw. 262) und Ausfälle (68 bzw. 53) zu verzeichnen sind; in beiden Bereichen stellen die Ableitungen bei weitem den Löwenanteil, wobei jedoch der genuin-französische Anteil an diesen Bildungen gering ist, während Affixe griechischer Provenienz im Vordergrund stehen, gefolgt von lateinischen Affixen. Es läßt sich nun leicht zeigen, daß Parallelbildungen in allen europäischen Kultursprachen vorliegen[10], und an einer Fallstudie, dem Wortfeld von AIDS, weist Christian Schmitt nach, daß im Deutschen, Spanischen, Französischen und Englischen dieselben Wortbildungen vorliegen. Daraus läßt sich die Forderung nach einer zukünftigen übereinzelsprachlichen Wortbildungslehre für die Sprachen der westeuropäischen Kulturgemeinschaft, die ja dieselbe kulturhistorische Überdachung haben, begründen; es kommt dabei weniger auf die "étymologie-origine" an als vielmehr auf den Nachweis der Produktivität der Formantien. In diesem neuen Ansatz, für den der Name "Euromorphologie" vorgeschlagen wird, kommt der Romanistik selbstverständlich eine Schlüsselfunktion zu.

Die letzte Gruppe von Aufsätzen beschäftigt sich mit Konkurrenzsituationen zwischen romanischen Sprachen verschiedenen Status, also mit dem Verhältnis zwischen Nationalsprachen und Minderheitenidiomen. "Einige buntgemischte Bemerkungen aus mitteleuropäischer Sicht" steuert Hans Goebl "über Glottophagie in der Alten

---

[10] Man könnte hinzufügen, daß neben der übergroßen Zahl von Fällen, in denen tatsächlich Parallelismus und Konvergenz vorliegen, auch das Gegenteil, Divergenz, die zu "faux amis" führt, nicht ganz selten ist. So ist die alte Grundbedeutung von französisch *promotion* und deutsch *Promotion* dieselbe, nämlich "Beförderung": Im Französischen ist heute jedoch die häufigste Bedeutung "Sonderangebot" (< "Beförderung des Verkaufs durch einen auffallend günstigen Preis"), wahrscheinlich von englisch *promotion* gestützt, während im Deutschen nur noch "Doktorprüfung" (< "Beförderung in einen höheren akademischen Rang") lebendig ist. Und bekanntlich geht auch der Parallelismus der griechisch-lateinischen Wortbildungselemente nicht immer auf: Deutschem *Romanist, Germanist, Slavist* entspricht italienisches *romanista, germanista, slavista* ebenso wie französisches *romaniste, germaniste, slaviste* (wobei für letzteres *slavisant* bevorzugt wird), aber französisch *romanistique, germanistique, slavistique,* die perfekte und allen Regeln der Euromorphologie entsprechende Parallelbildungen zu deutsch *Romanistik, Germanistik, Slavistik* und zu italienisch *romanistica, germanistica, slavistica* darstellen, werden eigentlich nur verwendet, wenn akademische Strukturen im Ausland beschrieben werden; ansonsten bleibt es trotz aller altväterlichen Umständlichkeit bei *philologie romane, études germaniques, langues et civilisations slaves.*

Romania" bei [149-169]. Mit "Glottophagie", einer von Louis-Jean Calvet geprägten eher griffigen als präzisen Metapher, ist die normalerweise politisch flankierte sprachlich-kulturelle Verdrängung einer Sprache durch eine andere aus immer mehr Funktionsbereichen gemeint. Als Beispiele werden das Vordringen des Französischen in Lothringen und im Elsaß, die unterschiedliche Einstellung zum Dialekt bei Welsch- und Deutschschweizern sowie die Probleme der Akzeptanz der Kunst-Dachsprachen Rumantsch Grischun und Ladin Dolomitan bei den Bündnerromanen und den Dolomitenladinern angeführt[11]. Der Hauptgrund für die Sprachkonflikte wird in der traditionsbedingten Neigung der Eliten der romanischen Länder zur Sicherung des absoluten Vorrangs der jeweiligen Staatssprachen gesehen; dieses Phänomen ist in der Germania und Slavia ebenfalls anzutreffen, aber seltener. Abschließend führt Hans Goebl als schönes Beispiel für geradezu idealtypische Ausprägungen varianzfreundlicher und varianzfeindlicher Haltungen die Verhältnisse in der Habsburger Doppelmonarchie nach 1867 an, wo die im österreichischen (cisleithanischen) Reichsteil offiziell geförderte Vielsprachigkeit in der neunsprachigen Beschriftung der Banknoten ihren Ausdruck fand, während in der ungarischen (transleithanischen) Reichshälfte strikte Einsprachigkeit angesagt war und folglich die Banknoten auch ausschließlich ungarisch gehalten waren. Freilich muß man hinzufügen, daß die Realität auch im k.u.k.-Reich nicht immer zum Idealbild paßte: In Cisleithanien waren starke Tendenzen, das Deutsche zur *de facto*-Reichssprache zu machen, nicht zu übersehen, umgekehrt wurde im zu Transleithanien gehörenden Gebiet von Fiume niemals ernstlich versucht, das Ungarische wirklich durchzupauken.

Georg Kremnitz unternimmt den "Versuch einer typologischen Annäherung", indem er verschiedene "Situationen sprachlicher Dominanz in der Romania" vorstellt [171-183]. Er geht von drei Grundformen sprachlicher Dominanzsituationen aus: Im einen Fall reichen die gesellschaftlich-kulturellen Rahmenbedingungen alleine zur Herausbildung von Dominanzstrukturen (Musterbeispiel: Latinisierung der Westhälfte

---

[11] Ein längerer Exkurs [136-137] versucht, aus einer unterschiedlichen Interpretation von Gen. 11 (Turmbau zu Babel) und Apg. 2 (Pfingstwunder), die nach katholischer Auffassung eine Verpflichtung zur Beschränkung der Sprachenvielfalt beinhalten würden, hingegen nach orthodoxer Deutung auf das Nebeneinander von vielen Sprachen hinausliefen, eine unterschiedliche Haltung zur Sprachvariation zu konstruieren, wobei seit dem 16. Jh. die Invarianz-Forderung vom Lateinischen auf die Schriftsprachen übertragen worden sei; so erkläre sich letztlich das Mißtrauen in den romanischen, weitgehend katholischen Ländern gegenüber jeder Vielfalt sprachlicher Ausdrucksweisen. Dieser interessante Ansatz bedarf noch weiterer Vertiefung: Zum einen müßte der postulierte katholisch-orthodoxe Interpretationsunterschied mit Stellen aus lateinischen und griechischen Kirchenschriftstellern untermauert werden, zum anderen bleibt unklar, warum ein an sich für die Reformation typischer Zug, nämlich die Übertragung von Charakteristika der Sakralsprache Latein (und dazu gehört in der Tat die Invarianz) auf die schriftlich fixierten Volkssprachen (z. B. "Lutherdeutsch"), ausgerechnet in der katholisch gebliebenen Romania so durchschlagend zum Tragen gekommen sein sollte, daß bis heute ein prägendes Mißtrauen gegen jedes Nebeneinander verschiedener sprachlicher Ausdrucksweisen vorherrschend blieb. Im Romanistischen Kolloquium III (*Die romanischen Sprachen und die Kirchen*, Tübingen 1990) schälte sich ein anderes Bild als das der von Hans Goebl skizzierten katholischen Variationsfeindlichkeit heraus: Viele kleinere Idiome der Alten und Neuen Romania verdanken ihre Verschriftung den Aktivitäten des katholischen Klerus (*op. cit.*, 139; 180; 193), während im Protestantismus die Volkssprache zurückgewiesen wurde, sofern sie nicht mit der Staatssprache identisch war (*op. cit.*, 180).

des Imperium Romanum ohne nennenswertes Vorhandensein einer staatlichen Sprachpolitik), im zweiten Fall ist Sprache Mittel und Objekt bewußter, auf Machtausübung ausgerichteter Politik; seit der Französischen Revolution gewinnt diese Konfiguration zunehmend an Bedeutung. Der Hauptteil des Beitrages von Georg Kremnitz ist der Typologie von in der Romania vorkommenden Dominanzsituationen gewidmet: Die Variablen reichen von minimaler Duldung von Differenz (brutale Variante: Völkermord; subtile Variante: Assimilation) über geplante massive Ungleichheit (koloniale Sprachpolitik) und Akzeptanz eines geregelten Differenzverhältnisses (Kulturautonomie) bis zur völligen Differenzanerkennung auf der Basis der Gleichberechtigung (Beispiel Schweiz). Es ist traurig, daß bislang viel mehr Erfindungsreichtum auf die Etablierung immer neuer Systeme der Zementierung von Restriktionen aufgewendet wurde als auf solche Modelle, die der Akzeptanz von Differenz gelten - ethnisch-sprachliche "Flurbereinigung", zur Not durch Völkermord, ersatzweise durch Ausweisung bzw. Zwangsumsiedlung, ist einem schlichten politischen Denken allemal leichter klar zu machen als das komplizierte Funktionieren einer menschenwürdigen Minderheitenförderung, und die Entwicklung der letzten Jahre zeigt überdeutlich, wie auch dort, wo man gewohnt war, von geglückten Lösungen für die Koexistenz mehrerer Sprachgruppen auszugehen, in kürzester Zeit der Rückfall in die Phase minimaler Differenztoleranz erfolgen kann.

Otto Winkelmann informiert über "die romanischen Minderheitensprachen an der Schwelle zum 21. Jh." [185-198]. Nach einem Überblick über die romanischen Minderheitensprachen (Verbreitung, Sprecherzahl, rechtlicher Status) werden die wichtigsten Bestimmungen der "Europäischen Charta für Regional- oder Minderheitensprachen" vorgestellt und aus sprachwissenschaftlicher Sicht - skeptisch - bewertet.

Der vorliegende Sammelband hat zumindest in den Augen seiner Herausgeber seinen Zweck erfüllt, wenn er Argumente dafür liefert, daß die sprachliche Zielvorstellung für das Europa der Zukunft nicht die Schaffung eines riesigen Wirtschaftsmonolithen sein darf, der im wesentlichen mit einer Gebrauchssprache, dem Englischen, auskommt; den großen wie den kleinen romanischen Sprachen kommt bei der Prägung einer unverwechselbaren Physiognomie des alten Kontinents eine unverzichtbare Rolle zu, und ob das vereinte Europa der Zukunft mehr sein wird als eine sich in Schlichtenglisch mühsam artikulierende Institution zur Verwaltung von Butterbergen und Weinseen oder, um beim Titel eines der Beiträge dieses Bandes zu bleiben, zur Erfassung der verbrauchten Zahnpasta-Lawinen, wird sich auch daran zeigen, ob es gelingen wird, die Koexistenz der romanischen Sprachen zu sichern, ihnen adäquate Funktionsbereiche zu garantieren und ihnen den gebührenden Platz im Schul- und Universitätsunterricht der Nachbarländer zu gewähren.

Im Dezember 1994 Die Herausgeber

Inhalt

Einleitung VII

1. Die romanischen Sprachen im Bildungskanon

Ursula Männle (München), *Sich verstehen in Europa: Der Beitrag der Europäischen Bildungspolitik* 3

Fritz Nies (Düsseldorf), *Zahnpasta-Lawinen oder Latinität? Kapuzinerpredigt eines Nichtlinguisten über Waren und Wege unserer Sprachimporteure* 17

2. Spezifika des Faches Romanistik an deutschen Universitäten

Otto Gsell (Eichstätt), *Europa 2000 - Ende der Romanistik? Perspektiven eines deutschen Hochschulfaches* 35

Johannes Kramer (Siegen), *Gibt es spezifische Aufgaben der deutschen Romanistik?* 55

Hans-Manfred Militz / Wolfgang Schweickard (Jena), *Tradition und Perspektiven der Romanistik an der Friedrich-Schiller-Universität Jena* 69

Wolfgang Dahmen (Jena), *Stand und Perspektiven der deutschsprachigen Rumänistik* 89

3. Gemeinsamkeiten zwischen romanischen Sprachen

Gerda Haßler (Potsdam), *Funktionale Sprachen und Sprachkultur - ein Problem der romanischen Sprachen in einem mehrsprachigen Europa* 103

Christian Schmitt (Bonn), *Euromorphologie: Perspektiven einer neuen romanistischen Teildisziplin* 119

4. Konkurrenzsituationen zwischen romanischen Sprachen

Hans Goebl (Salzburg), *Über Glottophagie in der Alten Romania* 149

Georg Kremnitz (Wien), *Situationen sprachlicher Dominanz in der Romania. Versuch einer typologischen Annäherung* 171

Otto Winkelmann (Gießen), *Die romanischen Minderheitensprachen an der Schwelle zum 21. Jahrhundert* 185

Sachindex 199